



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

genug bist, reisen zu können, kommst du zu einem langen Besuch zu mir nach Osterreich. Dann kehre ich mit dir nach Sant' Messina zurück, und dann — nun wo immer ich dann auch hingehn werde, sollst du mit mir kommen. Denn wirklich, ich kann ohne dich nicht mehr glücklich leben.

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, unterbrach sie John. Hier entsteht eine kleine Schwierigkeit, denn auch ich kann ohne sie nicht mehr glücklich leben. Auch ich habe ihren Dank gebeten, sie mir zu überlassen, und wo immer ich hingehge, soll sie mit mir kommen. Wie werden wir nun diese Streitfrage schlichten?

Annunziatas Augen leuchteten auf. Oh, das ist einfach genug, rief sie, ihr müßt eben überall zusammen hingehn!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Zwei Verstorbne von Bedeutung: Maximilian von Puttkamer und Eugen Richter. Das liberale englische Kabinett hat für Parlamentsdiäten „weder Geld noch Zeit.“ Die Konferenz in Algeciras. König Eduard in Paris. Frankreichs finanzielle Kriegsbereitschaft.)

Deutschland hat in der abgelaufenen Woche zwei Männer von hervorragender Bedeutung verloren, den frühern Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, Maximilian von Puttkamer, und — Eugen Richter. Maximilian von Puttkamer war unbestritten der bedeutendste Beamte, den das Reichsland bis auf den heutigen Tag gehabt hat. In mehr als dreißigjähriger Dienstzeit hatte er Land und Leute nicht nur genau kennen lernen, sodaß er wohl als der kompetenteste politische Beurteiler des Landes gelten konnte, sondern er hatte mit Fleiß und Umsicht sowohl auf dem Gebiete der Verwaltung wie auf dem der Gesetzgebung eine kräftige vorschauende Initiative und schöpferische Tätigkeit entwickelt. Dem Reichstage gehörte er von der Aufrihtung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 bis zum Jahre 1881 an, dem preußischen Abgeordnetenhause von 1867 bis 1871 als Kandidat der Deutschen gegen die Polen im Wahlkreise Fraustadt; in beiden Parlamenten als Mitglied der nationalliberalen Partei. Zu jener Zeit war der Reichstag noch reich an Kapazitäten, an politisch und geistig hochstehenden Persönlichkeiten — es zeugt für Puttkamer, daß er damals schon politisches Ansehen und Bedeutung genoß. Bismarck persönlich hat ihn bis an sein Lebensende hoch geschätzt und hat nach der Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Reichskanzler wiederholt seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß dieser „den kleinen Puttkamer“ nicht mit nach Berlin genommen habe, der doch ein hervorragend tüchtiger Beamter sei. Bei Bismarcks geringer Anerkennungs-fähigkeit — ein Zeugnis, das er sich selbst ausstellt — will eine solche Äußerung um so mehr besagen. Klug, staatsmännisch angelegt, von rascher und zutreffender Erkenntnis für Menschen und Dinge, ohne jedes Streben nach äußerem Glanz, mit dem Erfolge zufrieden und ohne Bedürfnis nach öffentlicher Anerkennung oder Popularität, hat Puttkamers Wirken im Lande doch große Wertschätzung gefunden, die sich wie bei seinem Rücktritt von den Geschäften im Jahre 1901 so auch jetzt wieder an seinem Sarge bekundet hat.

Das Gegenteil einer solchen Persönlichkeit war Eugen Richter. Verbittert ob seiner Nichtbestätigung als Bürgermeister von Neuwied, kam er im Jahre 1864 von Düsseldorf nach seinem Austritt aus dem Staatsdienste nach Berlin, mitten hinein in die damaligen Konfliktskämpfe, die eben ihren Höhepunkt erreichten und im fortschrittlichen Berlin im Sinne der Tradition von 1848 geführt wurden. Selbstverständlich wandte sich Eugen Richter sofort dieser Strömung der kritischen

Verneinung, des persönlich gehässigen Gegensatzes gegen Bismarck und die durch diesen repräsentierte Regierung zu. Er erwarb sich auf der halb betretenen parlamentarischen Laufbahn, so darf man sie nennen, denn Eugen Richter wurde der Typus des Berufsparlamentarikers, eine große Fülle von Kenntnissen, namentlich in allen Verzweigungen des Stats in Preußen wie im Reich. Aber seine ganze Anlage und Befähigung beschränkten ihn auf das Gebiet der kritischen Opposition und ließen ihn nur zu bald als „den Geist erscheinen, der stets verneint.“ Er war Meister der Rede. Was ist auch leichter als hassen und Nein zu sagen, aber es fehlte ihm jede geniale schöpferische Kraft. Ihm hätte nichts schlimmeres passieren können, als Finanzminister oder Reichsschatzsekretär zu werden. Der Begriff „ich dien“ fehlte ihm über den Rahmen des Parteibedürfnisses hinaus vollständig; so groß seine Arbeitskraft und sein Fleiß waren, so gering war sein schaffendes Können. Sein Fleiß diente nur der Kritik und der Verneinung. Auch in der Frage der Reichsfinanzreform, in der er sich unsterbliches Verdienst hätte erringen können, wußte „das Finanzgenie“ immer nur „Nein“ zu sagen. Fürst Hohenlohe hat einmal den von Eugen Richter so bitter gehäßten Fürsten Bismarck als „die schaffende Kraft der deutschen Einheit“ gefeiert, Eugen Richter war das volle Gegenteil davon. Er hat seinem Namen Bedeutung erworben dadurch, daß er sich mit Zähigkeit und Unbeugsamkeit, mit reichen Kenntnissen und großer Arbeitsamkeit die Bekämpfung Bismarcks zur Lebensaufgabe machte und auch nach 1890, zumal durch die von ihm begründete und von seinem Standpunkte aus mit großer Geschicklichkeit geleitete Freisinnige Zeitung, ein gefürchteter Gegner der folgenden Regierungen blieb. Aber alle Erfolge, die er erreichte, sind dem Deutschen Reiche nur zum Unsegen gewesen; neben seinen immer nur verneinenden und scharf kritisierenden Reden, die nur gar zu oft einen verheßenden Charakter annahmen, liegt keine einzige Tat zum Wohle Deutschlands vor. Zur Bekämpfung der Militärvorlage von 1886 schloß er sich eng an Windthorst und dessen Parole: Keinen Mann und keinen Groschen! an. Es war das Triumvirat von trauriger Berühmtheit: „Windthorst, Richter, Grillenberger“. Wer in den Jahren 1886/87 Gelegenheit hatte, die Vorgänge im Reichstage zu beobachten, wird sich erinnern, daß Eugen Richter vor jeder wichtigeren Abstimmung Rücksprache mit Windthorst pflog und dessen Weisungen entgegennahm. Dadurch daß seine Wiederwahl nur durch Hilfe des Zentrums möglich wurde (Windthorsts Äußerung: „Wir dürfen die Firma nicht erlöschen lassen“), war er dem Zentrum tributpflichtig geworden. In den parlamentarischen Kämpfen jener Tage äußerte Bismarck einmal: „Wenn ich »Windthorst« sage, die Partei Windthorst, so meine ich immer Herrn Richter mit.“

Richters parlamentarische Tätigkeit hat der Entwicklung des Reiches die größten Schwierigkeiten bereitet; ohne ihn, ohne die von ihm geprägten Schlagworte, durch die er die Wählermassen beherrschte, würden wir heute viel weiter sein. Er war ein Volkstribun von gewaltiger agitatorischer Kraft, aber in seiner ganzen Wirksamkeit nur ein Schwächer, nicht ein Stärker des Reichs. Fragt man sich nun, woher es kommt, daß derselbe Mann, der 1887 im Septennatsreichstage ausgelacht wurde, jetzt bei seinem Tode auch von gegnerischer Seite als eine Art Nationalheros gefeiert wird — ähnlich erging es ja auch Windthorst bei seinem Abscheiden —, so liegt die Erklärung dieses Umstandes erstens in der Tatsache, daß ein andres Geschlecht herangewachsen ist, das von den Narben der Kämpfe der Vergangenheit keine Spur aufzuweisen hat, sodann daß Richter in den letzten Jahren seiner parlamentarischen Tätigkeit ein energischer Bekämpfer der Sozialdemokratie geworden war, mit einem Mute, einer Energie und einer Summe schlagender Logik, wie sie sonst im Reichstage kaum noch zu finden sind. Dadurch hat er in der Regierung wie in den rechts stehenden Parteien viele mit seiner politisch destruktiven Vergangenheit ausgeöhnt. Die Erinnerung an diese darf aber um der geschichtlichen Gerechtigkeit willen nicht ausgelöscht werden, weil es sonst eine spätere Generation gar nicht verstehen würde, daß der Eintritt eines Mannes, der mehr als ein Menschenalter hindurch die Aufgaben der Regierung grundsätzlich im höchsten Grade

erschwert, ihre Tätigkeit sogar in schwierigen Augenblicken systematisch gelähmt hat, eine Art Nationaltrauer hervorzurufen vermochte. Richter hat nach 1890 zum öftern Reden gehalten, die auch den ungeteilten Beifall der Konservativen fanden, die nachher in den Wandelgängen laut bekannten: „Er hat uns aus der Seele gesprochen.“ Es waren das Vorbeeren, die er einer allgemeinen Mißstimmung geschickt und billig abzurufen wußte. Dem rapiden Anwachsen der Sozialdemokratie gegenüber näherte er sich mit Entschlossenheit den staatsverhaltenden Parteien und befandete damit, daß ihm mit dem vorgerückten Lebensalter der staatsmännische Sinn gekommen war, den man früher so sehr an ihm vermißt hat. Bestimmt zu dieser Haltung hat ihn außer der Rücksichtnahme auf die Kreise, die die materiellen Lasten der Freisinnigen Zeitung trugen, die Wahrnehmung, daß sich das Anwachsen der Sozialdemokratie zu einem nicht geringen Teile auf Kosten seiner eignen sehr zurückgegangnen Partei vollzog, die er durch energische Aufzucht des Bürgertums wieder zu verstärken hoffte. Gelingen ist ihm das nicht. Er ist als Kämpfer Soldat seiner Überzeugung und seines Hasses gewesen, die er den Pflichten des Bürgers gegen das Vaterland nicht unterzuordnen vermocht hat. Hätte er die Regierung dreißig Jahre früher in der Bekämpfung der Sozialdemokratie unterstützt, anstatt ihr lähmend in den Arm zu fallen, so würde er den Kampf am Ende seines Lebens nicht nötig gehabt haben. Auch durch seinen Widerstand hat das Sozialistengesetz seinen fast einzigen Fehler erhalten, daß es nur auf Zeit gegeben und verlängert wurde, nicht für die Dauer. In der Geschichte des neuen Deutschlands wird Richter als einer der bedeutendsten Parlamentarier und als geschickter Publizist fortleben, ungeachtet des gehässigen und nicht selten denunziatorischen Zuges in seinen Reden und Artikeln. Möge seine Asche in Frieden ruhen!

Dem Reichskanzler war jüngst in der liberalen Presse wiederholt der Vorwurf gemacht worden, daß er in der Diätenfrage nicht hinlänglich diligentiam prästiere und namentlich nichts dazu tue, die angeblich durch Preußen gemachten Schwierigkeiten zu beheben. Es erging darauf in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die halbamtliche Erwiderung, daß die Diätenangelegenheit auf gutem Wege sei, und Hindernisse durch Preußen nicht bestünden. Da kommt nun aus „dem freien England, dem Lande der Erbweisheit und der Mutter alles parlamentarischen Wesens,“ die erschütternde Kunde, daß das liberale Ministerium einem Diätenbeschluß des Unterhauses die Erklärung entgegengesetzt habe, daß das Kabinett „im Prinzip“ einverstanden sei, zur Durchführung des Beschlusses aber „keine Zeit und kein Geld“ habe. Wie es bei uns mit der Zeit steht, läßt sich nicht recht beurteilen; sicher ist aber, daß der Reichschatzsekretär seinen englischen Kollegen um die prompte Entschlossenheit beneidet, mit der dort eine sogenannte Kardinalforderung des Liberalismus, die unsre deutschen Liberalen noch mit dem Mantel parlamentarischer Würde drapiert haben, ad calendae Graecas vertagt worden ist. Es war vorauszu sehen, daß das rapide Anwachsen der Arbeiterpartei im englischen Unterhause auch dort die Diätenfrage sehr bald auf die Tagesordnung bringen würde. Das liberale Kabinett ist aber nicht geneigt, zur Schaffung eines Berufsparlamentarientums ohne weiteres die Hand zu bieten und seinen konservativen Gegnern so einen ersten Angriffspunkt zu liefern. Es wird vorläufig die weitere Entwicklung der Arbeiterpartei abwarten, bis dahin hat es „weder Zeit noch Geld.“ Eine köstlichere Perffilage auf unsre liberalen Diätendränger könnte gar nicht geschrieben werden! England hat dazu kein Geld! Wie gern würde Herr von Stengel die fünfpiertel Millionen Mark, durch die den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts die Last des Mandats vergütet oder doch versüßt werden soll, als die überflüssigste Ausgabe des Reiches in der Tasche behalten, zumal bei einem Reichstage, der für seine eignen Bedürfnisse so freigebig, für die des Reichs so zurückhaltend ist. Unsre Liberalen aber, für die England das Musterland konstitutioneller Staatsweisheit und parlamentarischen Wesens ist, werden sich nun wohl beeilen, ihre Diätenanträge zurückzuziehen, weil sie den Prinzipien eines echten Liberalismus zuwiderlaufen. Wenn der Reichskanzler dennoch reaktionär genug sein sollte, ihnen Diäten aufzwingen zu wollen,

so werden sie sicherlich eine solche Vorlage mit entrüstetem Männerstolz ablehnen. Freuen wir uns also der Erlösung vom Diätenübel, noch bevor es geboren worden ist.

Die Konferenz von Algeciras scheint ja nun endlich ihrem Ende entgegenzugehen. Ihr Verlauf ist ein neuer Beweis dafür, daß bei allen solchen Konferenzen kritische Punkte in größerer oder in geringerer Zahl eintreten, bei denen eine der streitenden Parteien die Tragfähigkeit des gegnerischen Widerstandes erprobt. Frankreich versuchte, unterstützt von England, Deutschland mit einer vollendeten Tatsache zu überraschen — es hat sich schließlich der Forderung beugen müssen, daß die Marokkofrage nicht einseitig als Machtfrage behandelt werden dürfe, sondern eine Weiterentwicklung nur auf dem Boden der Konvention von 1880 erfahren könne. Frankreich hat sich diesem Rechtsgrundsatz zögernd gefügt, auch dem für die neue Konferenz vereinbarten Programm. Sobald sie mit Forderungen kamen, die darüber hinausgingen, sind die französischen Unterhändler immer wieder auf diese Konferenzbasis zurückgeführt worden: Souveränität des Sultans, Gleichberechtigung aller Signatare, offene Tür. Dieser Standpunkt ist von Deutschland, Österreich-Ungarn, Amerika und Marokko festgehalten worden im Gegensatz zu Frankreich, Italien, Spanien, England und Rußland. In der schwierigsten, der Polizeifrage, der eigentlichen Machtfrage, wird daran gearbeitet, aus den von Frankreich, Österreich-Ungarn und Marokko gemachten Vorschlägen ein einheitliches Elaborat zu formen, das alle interessierten Teile innerhalb der Grenzen des Möglichen befriedigen soll. Hier ein positives Ergebnis zu erreichen, muß schließlich um so leichter sein, als die jetzige Marokko-Konferenz doch keineswegs die letzte sein wird. Die marokkanische Frage läßt sich nicht durch ein sic volo einer einzelnen Macht lösen, sie wird ihre Lösung nur in Etappen finden und auf diesem Wege noch manche Veränderung erfahren. Das ist von Anfang an Deutschlands Standpunkt gewesen, es war uns dabei um keinerlei Vereinerung, sondern um die Festhaltung der vertragsmäßigen Rechte zu tun. Auch Frankreich hat endlich eingesehen, daß des Reichskanzlers Wort, es solle weder Sieger noch Besiegte geben, nur so seine Erfüllung finden kann. Zudem sind Frankreichs innere Verhältnisse doch durchaus nicht dazu angetan, ihm einen großen europäischen Konflikt wünschenswert zu machen. Dasselbe gilt von Rußland.

Einige deutsche Blätter haben es auffallend gefunden, daß König Eduard in Paris Herrn Delcassé zum Frühstück geladen hat. Der König konnte wohl kaum anders, nachdem sich der gestürzte Minister als der wärmste Freund Englands in Frankreich erwiesen hatte und über seine Zuneigung zu England gefallen ist. „Weil des Viehes Stimmen schweigen von dem überwundenen Mann, so will ich für Sektoren zeugen . . .“ König Eduard war dem gefallenen Minister diese Höflichkeit schuldig, und wenn er daneben den deutschen Botschafter weder empfangen noch eingeladen hat, so hat das seinen Grund wohl nur in dem Umstande, daß der inognito reisende König dann alle in Paris akkreditierten Botschafter hätte empfangen müssen, und daß der Aufenthalt in Paris damit einen ausgeprägt politischen Charakter erhalten hätte. Nach glaubhaften Mitteilungen, die in der Pariser deutschen Kolonie umlaufen, hat König Eduard nicht unterlassen, dem Fürsten Radolin einen freundlichen Gruß zu senden mit dem Ausdruck seines Bedauerns, ihn aus dem angegebnen Grunde nicht sehen zu können, zugleich aber auch mit dem Ausdruck der Zuversicht auf einen befriedigenden Ausgang der Konferenz.

Es ist im Laufe der letzten Wochen mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Rußlands Geldbedürfnis für diese Macht ein zwingendes und dringendes Komppelle sei, auch ihrerseits auf einen baldigen befriedigenden Ausgang der Konferenz hinzuwirken, nachdem sowohl von der französischen als auch von der deutschen Seite eine Öffnung des Geldmarkts vor Austrag der marokkanischen Angelegenheit abgelehnt worden war. Eine Zeit lang scheint man in Petersburg geglaubt zu haben, daß unser Kaiser mit der zähen Haltung der deutschen Diplomatie nicht einverstanden sei, und daß es russischen Bemühungen gelingen werde, ihn zu einem Machtwort zu bestimmen. Seitdem aber hat die russische Diplomatie wohl Gelegenheit gehabt, sich von dem Irrtum dieser Auffassung zu überzeugen. Wie sehr

die Franzosen schon seit ungefähr zwei Jahren der finanziellen Seite der durch die Konvention von 1904 geschaffenen europäischen Lage Rechnung tragen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie nach einer Mitteilung der Schweizerischen Kreditanstalt schon seit dem Sommer 1904 alles erreichbare Gold an sich gezogen und gegenwärtig mehrere Milliarden geprägtes Gold in Paris liegen haben. Finanzielle Kriegsbereitschaft!

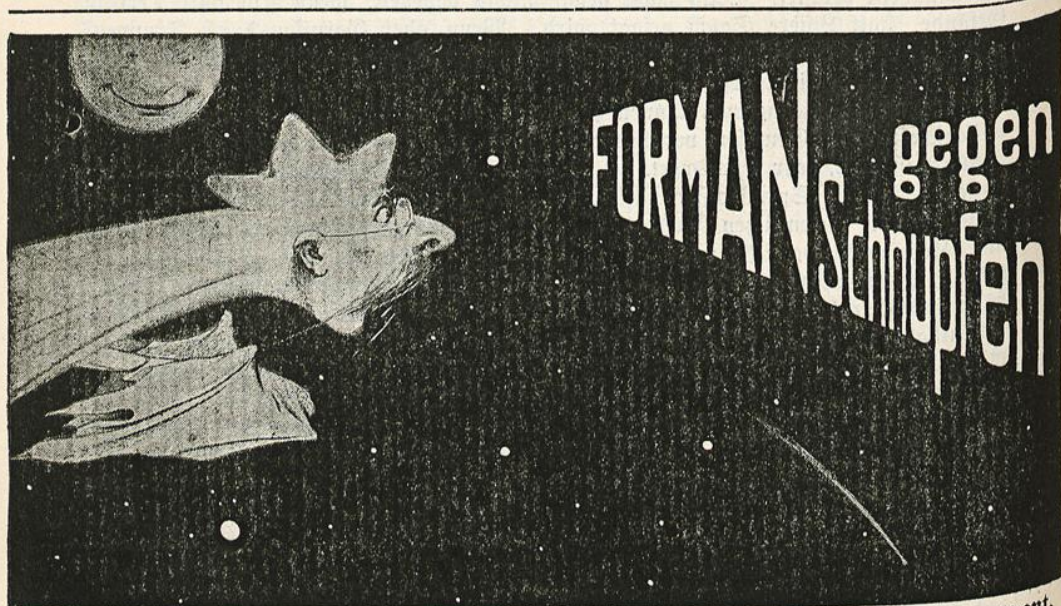
\*8\*

Sprachwissenschaftliches. Von Friedrich Seilers interessanter Schrift: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts ist (1905 in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle a. S.) eine zweite, vermehrte Auflage erschienen, genauer gesagt von dem ersten Teile, der die Zeit bis zur Einführung des Christentums behandelt. Die Völker, schreibt der Verfasser, „verhalten sich verschieden gegenüber den fremden Worten und Dingen, die zu ihnen kommen. Die Griechen haben für die Gegenstände und Begriffe, die sie aus dem Orient erhielten, mit Vorliebe eigne griechische Worte gebildet, die Römer dagegen ließen den ihnen von den Griechen zukommenden Begriffen in der Regel auch die griechische Benennung. Auch wir Deutschen haben gewöhnlich mit den fremden Dingen die fremden Namen übernommen. Die Kultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende, auf die wir zurückblicken können, von andern Völkern her ausgesetzt gewesen sind, haben darum in unsrer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen, und wir können an der Hand der Lehnwörter einen Einblick in die Reihenfolge und die Art der ausländischen Einflüsse gewinnen, denen wir im Verlauf unsrer Völkergeschichte ausgesetzt gewesen sind.“ Die sechs Kapitel behandeln: das Alter der deutschen Lehnwörter; Wanderzeit, Kelten und Römer; Kriegswesen, Verwaltung, Handel; Steinbau und Weinbau; Landwirtschaft und Gewerbe; die ersten kirchlichen Entlehnungen. In einer langen Vorrede bekämpft Seiler den übertriebenen Eifer mancher Sprachreiner und beklagt namentlich die vielen verunglückten Verdeutschungen, die wir den Behörden verdanken, und die er als Altensündel charakterisiert. Leider habe gerade die Militärbehörde, die doch am meisten auf Knappheit, Klarheit und kriegerischen Schwung auch in der Sprache halten sollte, neuerdings ihre Dienstsprache mit einigen solchen sprachlichen Altensündeln belastet. „Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn jetzt statt Terrain Gelände, statt Visière Saum gesagt wird. Wenn aber Garnison durch Truppenstandort, Quartier durch Ortsunterkunft, Lazarett durch Krankenhaus und Instruktion durch Dienstunterricht ersetzt worden ist, so ist das ein entschiedener sprachlicher Rückschritt.“ Im einzelnen können ja die Verdeutschungen je nach Geschmack und wissenschaftlichem Gewissen verschieden beurteilt werden, aber die ganze Vorrede Seilers ist sehr, sehr lesenswert. — Von der neuen Wissenschaft der Völkerpsychologie macht die Sprachwissenschaft, wie die Leser aus Wundts großem Werke wissen, einen wesentlichen Bestandteil aus. Darum zeigen wir an dieser Stelle an: Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie von Dr. Alfred Leicht. (Mit Bildnis. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1904.) Professor Richard M. Meyer hatte im Nekrolog auf Lazarus dessen Freund und Mitarbeiter, den Sprachforscher Steintal, als den eigentlichen Begründer der Völkerpsychologie hingestellt. Leicht will seinem geliebten Lehrer den ihm gebührenden Ruhm nicht rauben oder verkleinern lassen und führt in seiner Schrift den Nachweis, daß Lazarus zuerst die Idee gefaßt, Steintal nur an ihrer Ausgestaltung mitgewirkt hat. Wie dem zuerst genannten die Idee im Knabenalter aufgegangen ist, hat er selbst erzählt. „In unserm Städtchen (Jilehne), das gegen 3000 Einwohner zählte, wohnten ungefähr in gleicher Zahl Juden, Protestanten, Katholiken. Wir Juden redeten deutsch wie die Protestanten, die Katholiken waren Polen und sprachen polnisch. Woher kommt dieser Unterschied? Wie kommt es, daß die einen polnisch reden, die andern deutsch? Noch mehr: Protestanten und Katholiken sind beide Christen und bekämpfen einander. Alle Welt sprach damals von diesen religiösen Gegensätzen, und man ging doch sonst friedlich seinem Berufe nach. Woher kommt der

Unterschied ihrer Sprache nicht nur, sondern der Sitten und Lebensformen? Nicht weit von der Stadt liegt das Dorf Neuteich, durch das die Grenze zwischen der Provinz Posen und Brandenburg führt. Die Provinzialgrenze war im Dorfe durch einen Pfahl bezeichnet. Doch hätte es dessen nicht bedurft. Auf der einen Seite waren alle Häuser mit Ziegeln gedeckt und angestrichen, das Holz war geschichtet, der Düngerhaufen wohlgeordnet; auf der andern Seite sah man Strohdächer, wüste Düngerhaufen, und das Holz lag ungeordnet durcheinander. Auf der einen Seite polnische Wirtschaft, auf der andern deutsche Ordnung, Zivilisation. Dieses Bild konnte ich nicht aus der Seele bekommen. Was wir nationale Unterschiede nennen, war für mich ein Rätsel, das mir nachging.“

Spanisches. Im 4. Bande des Jahrgangs 1904 der Grenzboten Seite 490 haben wir einiges mitgeteilt aus interessanten Abhandlungen über Spanien von Desdévives du Désert. Diese waren Vorarbeiten zu einer Geschichte Spaniens, von der seitdem die ersten Teile: Altertum und Mittelalter, erschienen sind, wie wir aus einem Sonderabdruck aus der Revue de Synthèse historique (Paris, Librairie Léopold Cerf) erfahren. Das von der Revue aufgenommene Stück ist ein 56 Seiten langer Bericht über die Quellen und Hilfsmittel der spanischen Geschichte. Der Verfasser beklagt den elenden Zustand der spanischen Archive und bemerkt unter anderm: „Spanien ist das Land der großen Entwürfe und der unvollendeten Denkmäler; verschwindet der erste, der eine Sache betrieben hat, so stellt man das Unternehmen ein.“ Vor fünfzig Jahren hat Alban Stolz in seinem amüsanten Buche: Spanisches für die gebildete Welt, gescherzt: fast über jedes kleine Rinnsal und über jeden wasserlosen Graben führe eine monumentale Brücke; komme man aber an einen wirklichen Strom, so fehle die Brücke entweder ganz oder sei noch unvollendet, vielleicht weil der jungfräulichen Isabella das Geld ausgegangen sei. Leider kann man aus dem Sonderabdruck nicht ersehen, in welchem Verlag das Werk von Desdévives erschienen ist.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Dose 30 Pfg. — Wirkung frappant.